

Dei Verbum – ein hoffnungsvoller Anfang

Das theologische Zentrum des Konzils im Brennpunkt theologischer Kontroversen

Dr. Thomas Söding, Professor für Neues Testament in Bochum, bezeichnet die Offenbarungskonstitution *Dei Verbum* als „Paradebeispiel“ für einen neuen Weg, den die Kirche mit dem II. Vatikanum geht. Der Text errichte keine Grenzzäune, sondern breite das weite Feld des fruchtbaren Glaubens aus. *Dei Verbum* wolle „nicht abgrenzen, sondern aufschließen“.

Kein anderes Konzilsdokument hat eine kompliziertere Entstehungsgeschichte, kein anderes hat größere Spannungen, kein anderes hatte eine längere Inkubationszeit, bis es in der Theologie und der Kirche angekommen ist. Vielleicht hat aber auch kein anderes eine größere Zukunft vor sich. *Dei Verbum* war eine schwere Geburt, aber ein hoffnungsvoller Anfang.

1. Das Thema

Die „Dogmatische Konstitution über die Göttliche Offenbarung“ greift ein theologisches Schlüsselwort der Neuzeit auf, dessen Wurzeln in der biblischen Überlieferung liegen. Gott „offenbart“ sich: Wann und wo? Durch wen und wie?

In der Aufklärung wurde die Theorie einer „übernatürlichen“ Mitteilung Gottes fragwürdig, weil man die Natur als ein geschlossenes System zu begreifen begonnen hatte, das keine Eingriffe von außen vorsieht. Lange Zeit war die Theologie von dieser Idee so beeindruckt, dass sie auf dem intellektuellen Rückzug war: Die katholische wie die orthodoxe und die evangelikale Theologie formulierte ein trotziges „Dennoch“, das die Tradition gegen den Zeitgeist stellen sollte; die liberal protestantische Theologie verschrieb sich einem geschmeidigen „Jetzt erst recht“, das ein aktives Handeln Gottes in der

Geschichte zu umgehen trachtete und dafür die Innerlichkeit des gläubigen Subjektes betonen wollte, das sich von nichts und niemandem den Glauben vorschreiben oder abnehmen lasse.

Beide Strategien mussten scheitern: die eine, weil sie den Glauben nicht mehr auf dem Forum der Vernunft verantworten *konnte*, die andere, weil sie ihn nicht mehr auf dem Forum der Vernunft verantworten *wollte*. Das „Dennoch“ soll zwar die Wahrheit des Evangeliums festhalten, kann sie aber in der Kritik der Moderne nicht bewähren; das „Jetzt erst recht“ ist zwar auf der Höhe der Zeit, muss aber eine doppelte Wahrheit postulieren und dadurch das theologische und philosophische Prinzip der Einheit aufgeben, ohne das es aber keine Vielfalt geben kann, die mehr wäre als babylonisches Stimmengewirr.

Das Konzil nimmt die große Aufgabe an, das Verhältnis von Wahrheit und Freiheit zu bestimmen. Es stellt die Grundfrage neuzeitlichen Christentums, wie die Eindeutigkeit der Frohen Botschaft mit der Vielfalt des Lebens vermittelt werden kann, die im globalen Maßstab immer deutlicher vor Augen tritt. Es bezieht diese Frage auf das Grundproblem der christlichen Theologie überhaupt: Wie kann ein geschichtlich bedingtes Geschehen unbedingte Gültigkeit haben? Ob die Vermittlung von Wahrheit und Freiheit eine Aporie

oder der Königsweg moderner Theologie ist, steht zur Debatte.

Das Zweite Vatikanum ist das Konzil einer Reform, die sich am Ursprung orientiert; es braucht deshalb auch eine „Hermeneutik der Reform“ (Benedikt XVI.), damit die Hoffnungen, die es geweckt hat, nicht enttäuscht werden.

2. Der Stil

Die Konzile der Antike und des Mittelalters, vor allem aber der Neuzeit, zielen auf Abgrenzung. Dieser Stil hatte seine Zeit. Passt er auch heute noch? Das geschichtliche Denken, die Kritik der Moderne, das wachsende ökumenische Bewusstsein haben die Stilfragen auf die Tagesordnung gesetzt: Reicht die Defensive? Reichen juristische Distinktionen? Wo bleibt die Verbindung mit dem Leben der Kirche und der Welt? Wo bleibt die Sprache der Bibel? Wo bleibt das Positive?

Das Zweite Vatikanische Konzil geht einen neuen Weg. *Dei Verbum* ist ein Paradebeispiel. Die Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils ist eine große Erzählung; sie folgt in der Grundstruktur der Bibel auf dem Weg von der Schöpfung in die Geschichte, von der Welt in das Gottesvolk, vom Alten in das Neue Testament, von der Heiligen Schrift in die Theologie, vor allem: von Jesus Christus in die Kirche. Dieser Stil ist pastoral. Er ist gerade deshalb

dogmatisch. Denn das Dogma dient nicht dazu, den Glauben zu gängeln, sondern zu orientieren. *Dei Verbum* ist gerade deshalb eine „Dogmatische Konstitution“, weil der Text nicht Grenzzäune errichtet, sondern das weite Feld des fruchtbaren Glaubens ausbreitet, damit es intensiv beackert wird.

Der erzählerische Stil der Konstitution verlangt allerdings eine angemessene Methode der Interpretation. Wer sich nur auf einzelne Sätze und Wörter stürzt und sie so interpretiert, als seien sie vom Ersten Vatikanischen Konzil formuliert, versteht sie falsch. Sicher ist um jeden Satz und jedes Wort gerungen worden. Die Konzilsakten dokumentieren die Sorgfalt der Arbeit in den Kommissionen und Vollversammlungen, auch im Ausloten von Kompromissen. Aber jeder Satz und jedes Wort machen nur im Zusammenhang Sinn. *Dei Verbum* will nicht abgrenzen, sondern aufschließen. Die Offenbarungskonstitution läuft nicht auf eine Exkommunikationsformel zu, sondern auf ein Zeugnis des Glaubens.

Dei Verbum beginnt mit einem Zitat aus dem Ersten Johannesbrief: „Wir verkünden euch das ewige Leben, das zum Vater gehört und euch offenbart wurde; was wir gesehen und gehört haben, verkünden wir euch auch, damit ihr Gemeinschaft habt mit uns, und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und seinem Sohn Jesus Christus“ (1 Joh 1,2-3). *Dei Verbum* endet mit einem Zitat aus dem Zweiten Thessalonicherbrief: „So möge durch Lesung und Studium der Heiligen Bücher ‚Gottes Wort seinen Lauf nehmen und verherrlicht werden‘ (2 Thess 3,1)“. In diesem Rahmen müssen alle Einzelaussagen gedeutet und gewichtet werden.

3. Der Ansatz

Die Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils setzt gleich zu Beginn ein theologisches Ausrufezeichen. Der ursprüngliche Plan der Kurie war es, die Quellen der Offenbarung genau zu bestimmen und sorgfältig einzufassen, sodass die Wasser des Evangeliums sicher auf die Kanäle des kirchlichen Lehramtes geleitet werden könnten. Dieser Plan ist durchkreuzt worden. Josef Frings (und Joseph Ratzinger) hatten großen Anteil. Die Reformer haben sich lange nicht in jeder Einzelfrage durchgesetzt; aber sie haben den Ton angegeben.

Das erste Kapitel führt zwar den etwas steifen Titel: „Die Offenbarung an sich“; aber es öffnet einen weiten Horizont. Es setzt nicht bei der Frage an, was alles zur Wahrheit des Glaubens gehört und wer sie feststellt. Es lässt sich vielmehr von der Bibel die Augen öffnen für das Walten des Geistes in der Schöpfung und der Kultur, in der Welt und der Geschichte, in Israel und der Kirche. Dadurch wird seine Selbstmitteilung in Jesus Christus nicht abgewertet, sondern aufgeschlossen, so wie auch der Glaube an Jesus Christus die vielen anderen Formen der Selbstbekundung Gottes nicht abwertet, sondern aufschließt.

Dieser Ansatz prägt das gesamte Dokument. Er klärt auch die entscheidende Beziehung zwischen dem lebendigen Wort Gottes und der Heiligen Schrift. Ohne die Bibel gäbe es kein Zeugnis des prägenden Anfangs. Aber das Wort Gottes passt nicht zwischen zwei Buchdeckel. Das Wort Gottes geht nicht im Bibeltext auf, ist aber nicht ohne das zu hören, „was geschrieben steht“. Die Bi-

bel ist nicht die letzte Instanz, sondern die erste Zeugin des Gotteswortes. Sie wird gebraucht, um in der Vielzahl der Stimmen das Wort Gottes herauszufiltern. Sie braucht ihrerseits Gottes gegenwärtiges Wort, um gut gelesen werden zu können. Sie ist wie ein Fenster, durch das mit den Augen der Welt das Bild geschaut werden kann, das Gott von sich gibt und das mit den Augen Gottes die Welt geschaut werden, die Gott erschaffen hat und erlösen wird.

4. Die Bibel

Dei Verbum ist kein Bibeldokument; aber die Bibel steht doch im Zentrum der Offenbarungskonstitution. Das ist ökumenisch von großer Bedeutung, weil die evangelische Kirche sich als eine Kirche des Wortes versteht und „allein die Schrift“ gelten lassen will. Das Zweite Vatikanische Konzil ist der Ansatz einer konstruktiven Auseinandersetzung mit einem genuinen Anliegen der Reformation.

Von größter Wichtigkeit ist das, was das Konzil zur Wahrheit der Heiligen Schrift sagt. Hier hatte sich die Kritik seit der Antike auf sachliche Fehler, auf Widersprüche und historische Ungereimtheiten gespitzt. Unter großem Druck wurden viele Auswege gesucht: Zwischen Menschlichem und Göttlichem oder zwischen Zeitbedingtem und Ewigem sollte unterschieden werden. Alle Vorstöße endeten in Sackgassen. Jetzt kommt die Lösung, ganz im Sinn der Bibel, geradezu nebenbei: Von den biblischen Büchern heißt es, „dass sie sicher, getreu und ohne Irrtum die Wahrheit lehren, die Gott um unseres Heiles willen in heiligen Schriften aufgezeichnet haben wollte“ (DV 11).

Damit wird die Bibellektüre von dem Irrtum befreit, die Heilige Schrift sei ein fehlerfreies Naturkunde- oder Geschichtsbuch. Sie kann im Gegenteil als Glaubensbuch neu entdeckt werden, das sie auch selbst sein will (Joh 20,30f.).

Die Konsequenzen dieses Ansatzes sind weitreichend. Die Bibel ist nicht teils zeitbedingt, teils überzeitlich: Sie ist tief eingebettet in die Zeit ihrer Entstehung, weil sie nur so von Mensch zu Mensch verstanden werden kann. Aber sie gilt in allen ihren Teilen über den Tag hinaus, weil sie nur in ihrer Gesamtheit ihre große Geschichte erzählen kann, an der ihre theologische, ihre religiöse, ihre spirituelle und ethische Bedeutung hängt. Es die Geschichte, die wirklich bei Adam und Eva beginnt und jenseits von Eden in den Irrungen und Wirrungen der Menschen verläuft, aber dank der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu einem guten Ende geführt wird, weil Gott treu bleibt und „in der Fülle der Zeit seinen Sohn gesandt, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, ... damit wir der Gotteskindschaft teilhaftig werden“ (Gal 4,4f.).

Ebensowenig ist die Bibel teils Gottes- und teils Menschenwort: Sie ist vielmehr ganz und gar das Wort von Menschen und darin ganz und gar das Wort Gottes. Diese Lösung präsentiert das Konzil wiederum nebenbei, in einem – leider verkürzten – Augustinus-Zitat (DV 12). Vollständig lautet es: „Gott spricht durch Menschen nach Menschenart, weil er, so redend, uns sucht“ (*De Civitate Dei* XVII 6,2). Gott selbst wählt den menschlichen Weg, sich und sein Wort kundzutun; da-

für steht Jesus von Nazareth ein. Gott wählt diesen Weg nicht, weil er nicht anders kann, sondern weil er nicht anders will: Er ist derjenige, der die Menschen liebt und sie deshalb in Freiheit zur Wahrheit ihres Lebens führt, dem Geheimnis Gottes.

In derselben Perspektive löst sich auch die Frage der Inspiration. Das Konzept war in der Neuzeit auf den Hund gekommen, weil man sich – im mechanistischen Weltbild befangen – nur eine Art Verbalinspiration hat vorstellen können, in der gerade durch die Ausschaltung der menschlichen Handschrift Gott sein Wort diktieren würde. Aber diese Theorie ist ein Absturz aus der Höhe derjenigen Inspirationstheologie, die der Bibel selbst eingeschrieben ist: Inspiration dient der Kommunikation des Wortes Gottes; es gibt nicht nur die inspirierten Texte, sondern auch inspirierte Menschen, und zwar nicht nur auf Seiten der Autoren, sondern auch auf Seiten der Leserinnen und Leser.

In diesem Horizont erschließt sich auch das Verhältnis von Bibel und Kirche. Die Bibel ist von Anfang an inmitten des Gottesvolkes entstanden, mögen auch Bücher von Außenseitern geschrieben worden sein; sie dient – direkt oder indirekt – dem, was Paulus „Aufbau“ der Kirche nennt. Die Prozesse der Kanonisierung sind im Zuge der Formierung des Judentums wie des Christentums entstanden, in der Kirche parallel zur Profilierung des kirchlichen Leitungsdienstes und der Bildung von Patriarchaten mit Rom an der Spitze. Deshalb kann es sehr viel Forschung über die Bibel außerhalb der Kirche geben, aber ein Verstehen, das Einverständnis ist, führt in die Kirche.

5. Die Theologie

Die Theologie hat die Aufgabe, die programmatische Orientierung an der Heiligen Schrift, die das Konzil vorgibt, zu reflektieren. Von großer Bedeutung ist die Exegese. Sie wird in *Dei Verbum* 12 vor die Aufgabe gestellt, im Wort der Bibel das Wort Gottes vernehmbar zu machen. Dazu soll sie in zwei Schritten vorgehen.

Der erste Schritt ist an der Vielfalt der Bibel orientiert: an den verschiedenen Sprachen, Formen und Gattungen, an den historischen Situationen, an den unterschiedlichen Autoren mit ihren charakteristischen Handschriften und den verschiedenen Adressaten mit ihren spezifischen Voraussetzungen. In diesem ersten Schritt geht es darum, die vielen Stimmen in der einen Heiligen Schrift zu Gehör zu bringen. Diese Arbeit kann nur mit hoher philologischer und historischer Kompetenz erfüllt werden. Sie ist bereits als solche theologisch wesentlich, weil sie die Geschichtlichkeit, die Unterschiedlichkeit, die Vielfalt und den Reichtum der Heiligen Schrift erschließt. Die Freiheit, diese Forschung zu treiben, hat die Exegese der Konzilszeit beflügelt; sie hat sich die historisch-kritische Exegese angeeignet, aber auch andere Methoden adaptiert, die den Ursprungs- wie den Rezeptionssinn in seiner Differenzierung und seinem Zusammenhang zu erschließen vermögen.

Dei Verbum 12 fordert von der Exegese allerdings noch einen zweiten Schritt: den, nach der Einheit der ganzen Schrift zu suchen. Mit dieser Aufgabe, die erst in den letzten Jahren entdeckt zu werden beginnt, soll die Verbindlichkeit der Heiligen Schrift, aber auch die Ori-

entierungskraft der Exegese gestärkt werden. Wie dieser Schritt zu gehen ist, sagt das Konzil nicht. Er kann die Differenzierungsarbeit nicht rückgängig machen, sondern muss sie voraussetzen. Das Konzil verweist zum einen auf die „Glaubensregel“, letztlich also auf das Credo, das seinerseits aus der Bibel abgeleitet ist, und zum anderen auf die lebendige Überlieferung der Kirche, also die authentische Tradition, ohne die das Alte wie das Neue Testament gar nicht entstanden wären. Allerdings ist noch keineswegs exegetischer Konsens, wie dieser zweite Schritt gegangen werden kann. Die kanonische Exegese kann eine Richtung weisen, wenn sie nicht unhistorisch wird und auf eine Harmonisierung hinausläuft.

Freilich wird von *Dei Verbum* nicht nur die Exegese, sondern die ganze Theologie gefordert. Der entscheidende Satz lautet: „Das Studium des heiligen Buches sei gleichsam die Seele der ganzen Theologie“ (DV 24). Damit steht die Theologie als Schriftauslegung ebenso vor Augen wie die Schriftauslegung als Theologie; die Jesusbücher des damaligen Konzilstheologen und heutigen Papstes sollen dafür ein Paradebeispiel sein. Aber es geht um mehr: Schriftauslegung soll integraler Bestandteil jeder Theologie sein.

Davon ist die Realität jedoch weit entfernt. Es ist ein große Herausforderung für die Theologie als Ganze, auch die Kirchengeschichte, die Moral- und Fundamentaltheologie, die Dogmatik, die Homiletik und die Religionspädagogik, nicht nur über die Bibel, sondern mit ihr zu denken. Sie soll als Richtschnur des Denkens dienen; sie soll die Theologie als Ganze am lebendigen Wort Got-

tes orientieren. Das wäre ökumenisch äußerst fruchtbar. Aber diese Diskussion zu führen, ist eine der bislang ungelösten Aufgaben der Konzilsrezeption.

6. Die Perspektiven

Dei Verbum hat Geschichte geschrieben. Die Konstitution hat aber ihre beste Zeit noch vor sich. Es bedarf einer kritischen Lektüre, damit ihre Stärken wirken und ihre Schwächen behoben werden können. Die eine oder andere weniger präzise Formulierung, die den Eindruck eines theologischen Vorbehalts erweckt hat, fällt weniger ins Gewicht, wenn die Richtung des Ganzen im Blick steht. Allerdings gibt es Schwierigkeiten, die sich aus der Entstehungsgeschichte erklären und künftige Anstrengungen erfordern, damit die hervorragenden Möglichkeiten, die *Dei Verbum* bietet, besser genutzt werden können.

Erstens ist in die Bestimmung des Verhältnisses von Bibel und Kirche nicht die Beziehung zwischen Juden und Christen eingetragen worden. Das Alte Testament erscheint nur als erster Teil der christlichen Bibel, nicht jedoch als Heilige Schrift Israels, die eine lebendige jüdische Exegese auslöst. Die These, die Bibel sei das Buch der Kirche, muss deshalb erheblich differenziert werden. Das Alte Testament ist zwar für die Christinnen und Christen kein fremdes Buch, weil die Kirche jüdische Wurzeln hat. Aber es kann nicht „in Christus“ gelesen werden, ohne dass es ein kritisches, konstruktives, kontroverses und kooperatives Gespräch mit der jüdischen Exegese gibt. Die Päpstliche Bibelkommission hat 2001 in ihrer Studie „Das jüdische Volk und seine Heilige

Schrift in der christlichen Bibel“ ein Beispiel geliefert, wie man mit dem Konzil über das Konzil hinausgehen kann.

Zweitens gibt es Unklarheiten in der Bestimmung des Verhältnisses von Schrift und Tradition. Aus Trient wird das berühmte *et – et* übernommen: Schrift *und* Tradition gehören zusammen. Doch das *Wie* ist die Frage. Das Zweite Vatikanische Konzil löst sich vorsichtig von der neuscholastischen „Zwei-Quellen-Theorie“, dass die Offenbarungswahrheiten *teils* in der Bibel und *teils* in der Tradition aufbewahrt seien. Es gibt nur eine Offenbarung, die des Wortes Gottes selbst, aber viele Formen, in denen es bezeugt wird, an erster Stelle die Heilige Schrift. Das Konzil erkennt mit der modernen Exegese, dass die Bibel der Tradition nicht einfach gegenübersteht, sondern selbst – geschriebene – Tradition ist. Es bewegt sich auch auf die Unterscheidung zwischen *der* Tradition, der lebendigen Überlieferung des Glaubens im Leben der Kirche, und *den* Traditionen zu, den konkreten Ausdrucksformen des Glaubenslebens, die von Zeit zu Zeit und von Ort zu Ort wechseln können. Aber es fehlt eine Kriteriologie. Aber von der Tradition wird so groß geredet, dass sie schier alles umfasst, was es an überzeugendem Glauben gibt. Es fehlt das Gegenüber zur Schrift. Das traditionskritische Potenzial der Bibel wird kaum angedeutet. Deshalb bleibt, wie der Kommentator Joseph Ratzinger erkannt hat, eine wichtige Anfrage der Reformation unbeantwortet.

Ein drittes Problemfeld zeichnet sich im Verhältnis von Kirche und Welt ab. Zwar ist der Auftakt schöpfungstheologisch geöffnet. Dann aber verengt sich

der Blick stark auf die Kirche. Aber die Bibel ist nie nur ein Buch für die Gläubigen gewesen, sondern immer auch für die „Gebildeten unter den Verächtern des Christentums“ (Friedrich Schleiermacher) und heute zunehmend nicht nur für die Agnostiker, sondern auch für die religiösen Analphabeten. Für sie, die zwar lesen und schreiben können, aber die christliche Zeichensprache nicht verstehen, kann die Bibel ein Schulbuch werden, um die Welt des Glaubens kennenzulernen. Die Skepsis, die Fragen, die Neugier, die Reserven, der Lesehunger dieser Menschen muss mehr denn je im Blickfeld der Exegese, der ganzen Theologie und der kirchlichen Bibelarbeit stehen.

Das postsynodale Schreiben „*Verbum Domini*“ nach der letzten Weltbischofssynode über das „Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche“ hat 2010 erste Schritte angebahnt. Aber die entscheidende Herausforderung steht noch bevor. Die Weltbischofssynode 2012 wird sich ihr stellen müssen. Wenn Neuevangelisierung das Ziel ist, kann nicht nur der Katechismus propagiert werden. In erster Linie muss die Bibel bekannt gemacht werden. Wie das geschehen kann, ist die entscheidende Zukunftsfrage für die Lage des Glaubens im angefangenen Jahrtausend. ■

Kurzfassung

Professor Thomas Söding, Lehrstuhlinhaber für Neues Testament an der Universität Bochum, beschreibt das Konzilsdokument *Dei Verbum* als „schwere Geburt“, kein anderes Dokument „habe eine längere

Inkubationszeit“ gehabt, „bis es in der Theologie und Kirche angekommen ist“. Es sei ein „Paradebeispiel“ dafür, wie das Zweite Vatikanische Konzil einen neuen Weg gehe. Die Offenbarungskonstitution des Konzils sei „eine große Erzählung“, im Stil pastoral und „gerade deshalb dogmatisch“. Der Text errichte „keine Grenzzäune“, sondern breite „das weite Feld des fruchtbaren Glaubens“ aus, „damit es intensiv beackert“ werde. *Dei Verbum* wolle „nicht abgrenzen, sondern aufschließen“. Es laufe „nicht auf eine Exkommunikationsformel zu, sondern auf ein Zeugnis des Glaubens“. Das erste Kapitel von *Dei Verbum* „Die Offenbarung an sich“ öffne einen weiten Horizont und lasse „von der Bibel die Augen öffnen für das Walten des Geistes“. Dieser Ansatz prägte das gesamte Dokument, die Bibel sei „erste Zeugin des Gotteswortes“ und werde gebraucht, „um in der Vielzahl der Stimmen das Wort Gottes herauszufiltern“. Die Bibel als Zentrum der Offenbarungskonstitution soll als Glaubensbuch neu entdeckt werden, nicht als „fehlerfreies Naturkunde- oder Geschichtsbuch“. Sie ist in die „Zeit ihrer Entstehung eingebettet, aber dennoch geht sie „über den Tag hinaus“, ist „ganz und gar Wort von Menschen und darin ganz und gar das Wort Gottes“. Im Blick auf die Offenbarung des Wortes Gottes ist die Exegese von fundamentaler Bedeutung. Sie solle laut *Dei Verbum* im Kapitel 12 „im Wort der Bibel das Wort Gottes vernehmbar“ machen. Der

erste Schritt ist laut Söding an der Vielfalt der Bibel orientiert, die historisch-kritische Exegese soll den Reichtum der Bibel erschließen. Im zweiten Schritt soll nach „der Einheit der ganzen Schrift“ gesucht werden, um die Verbindlichkeit und Orientierungskraft der Exegese zu stärken. Auch wenn *Dei Verbum* bereits Geschichte geschrieben hat, so habe die Konstitution laut Söding „ihre beste Zeit noch vor sich“. Um ihre „hervorragenden Möglichkeiten“ besser zu nutzen, sieht der Neutestamentler drei Herausforderungen: Erstens erscheine das Alte Testament nur „als erster Teil der christlichen Bibel, nicht jedoch als Heilige Schrift Israels, die eine lebendige jüdische Exegese auslöst“. Es könne nicht „in Christus“ gelesen werden ohne „ein kritisches, kontroverses und kooperatives Gespräch mit der jüdischen Exegese“. Zweitens gebe es Unklarheiten „in der Bestimmung des Verhältnisses von Schrift und Tradition“, die geklärt werden müssten. Und drittens sei die Bibel „nie nur ein Buch für die Gläubigen“ gewesen; die „Skepsis, die Fragen, die Neugier, die Reserven, der Lesehunger“ der Agnostiker und „religiösen Analphabeten“ müssten vielmehr in das Blickfeld der Exegese und Bibelarbeit kommen.